

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

12. Jahrgang Nummer 6

München, November/Dezember 1982

Die fremden Mitbürger

Die Möglichkeiten und Grenzen der Integration von Ausländern in der Bundesrepublik Deutschland diskutierte die Katholische Akademie in Bayern bei einer Wochenendtagung am 25./26. September 1982 in München. Unter dem Thema „Erst willkommen – jetzt gehaßt? Die fremden Mitbürger“ wurden verschiedene Wege zu einem friedlichen Zusammenleben gesucht. „Einige grundsätzliche Erwägungen zur Integration von Ausländern“ stellte im Eröffnungsreferat der Münchner Soziologe Prof. Dr. Emerich K. Francis an. Prof. Dr. Hartmut Esser, Soziologe an der Universität Duisburg, untersuchte das Konzept einer „multikulturellen Gesellschaft“ daraufhin, ob es eine Alternative zu Assimilation und Isolation sein könne. Erfahrungen und Perspektiven aus der Berliner Kulturpolitik brachte die Senatorin für Schulwesen, Jugend und Sport in Berlin, Dr. Hanna-Renate Laurien, ein, als sie zu Möglichkeiten und Grenzen kultureller Integration Stellung nahm. Einen Bericht über die Probleme der Integration von Türken in Deutschland gab der Vertreter des Türkischen Generalkonsulates in München, Osman Can Ünver. Die Erfahrungen mit ethnischen Minderheiten in Frankreich wurden durch ein Referat des Professors für Öffentliches Recht und Politikwissenschaft an der Universität Pau, Prof. Dr. Guy Héraud, in die Diskussion einbezogen. Die Akkulturationsprobleme in den USA analysierte unter dem Thema „Zwischen Schmelztiegel und kulturellem Pluralismus“ Dr. Hartmut Keil, Wissenschaftler am Amerika-Institut der Universität München. Inwiefern „Kulturelle Integration von Ausländern als christlicher Auftrag“ zu verstehen ist, begründete im Schlußreferat Prof. Dr. Wilhelm Korff, der an der Universität München das Fach Christliche Sozialethik vertritt. Die sieben Referate veröffentlichen wir auszugsweise und in Zusammenfassungen.

In dieser Ausgabe:

S. 7: Wissenschaft und Wahrheit

S. 15: Mystik

S. 15: Maria



Als letzte ethnische Gruppe angeworben – auf dem untersten Platz in der Gesellschaft gelandet: Türken als Müllwerker.

Foto: KNA-Bild

Integration von Ausländern

Emerich K. Francis

● Die moderne Gesellschaft ist das Ergebnis zweier zusammenhängender epochaler Prozesse: „Nationalisierung“, deren Ergebnis die Bildung von Nationen und Nationalstaaten ist, und Industrialisierung im weitesten Sinn. Obwohl ihre Auswirkungen teilweise gegenläufig sind, zeigen beide doch auch gemeinsame Tendenzen: Beide tragen zur Zerstörung traditioneller Bindungen bei, also der Familie, der Wohngemeinde, der Religionsgemeinschaft, ständischer Zusammenhänge und eben auch ethnischer Solidaritäten, beide fördern die freie Beweglichkeit und wirtschaftliche Verfügbarkeit des Einzelnen, und beide suchen die kulturelle Nivellierung der gesamten Staatsbevölkerung herbeizuführen. Der nationale Kern moderner Gesellschaften wird in der Regel mit einem bestimmten Volkstum identifiziert; diesem werden fremdvölkische Minderheiten innerhalb des Staatsgebietes teilweise mit brutaler Gewalt angeglichen und, wenn das nicht gelingt, werden sie vielfach unterdrückt, ausgemerzt oder vertrieben. Die wirksamste Zwangsanstalt dieser Nationalpolitik aber ist die uniforme, staatlich kontrollierte Allgemeine Volksschule.

Den Aufbau einer Gesellschaft kann man sich am zweckmäßigsten als ein Gewebe von ineinandergreifenden Positionen vorstellen, denen die einzelnen Mitglieder kraft sozialem Konsens zugeteilt sind. Der Soziologe spricht von Sozialkategorien, die die Rechte und Pflichten der ihnen zugeordneten Einzelnen festlegen. Erst diese Zuordnung verleiht einen „Status“ in der betreffenden Gesellschaft. Die ungleiche Verteilung von Rechten und Pflichten auf Sozialkategorien (und mittelbar auf alle Mitglieder) ergibt die Gesellschaftsstruktur. Dabei sollte man nicht, wie manche gerne möchten, Verteilungsgerechtigkeit mit wesensmäßiger Gleichartigkeit oder vollkommen gleichförmiger Behandlung verwechseln. Erst wer die sozialen Spielregeln kennt, nach denen diese Einteilung und Verteilung erfolgt, kann sich in einer Gesellschaft erfolgreich bewegen. Wer sich nicht nach ihnen richtet, sei es auch nur aus Protest oder Unkenntnis, der muß im sozialen Zusammenleben scheitern. Der völlig Fremde hat keinen Status, für ihn gelten auch nicht die normalen Spielregeln der Verteilung von Rechten und Pflichten. In archaischen Gesellschaften war der Fremde vogelfrei, rechtlos und der Gnade seiner Gastgeber ausgeliefert. Diese barbarische Härte ist inzwischen vor allem durch zwei relativ spät anerkannte sittliche Normen, nämlich Gastfreundschaft und Nächstenliebe, gemildert worden; prinzipiell bleibt aber immer ein Unterschied zwischen Fremden und ursprünglichen Mitgliedern bestehen. Zwischen den beiden Extremen gibt es nun zahlreiche Nuancen und zugleich die entsprechenden Modifizierungen der sozialen Spielregeln. Bei uns hat z. B. auch ein ausländischer Gastarbeiter einen Status, aber eben einen abgeschwächten, geringeren Status, der sich

Wissenschaft und Wahrheit

Die von Papst Johannes Paul II. bei seinem Deutschland-Besuch umrissene Problematik des Verhältnisses von Wissenschaft und Wahrheit hat die Katholische Akademie in Bayern bei einem Symposium ihrer Hochschulkreise vom 18. Juni bis 20. Juni 1982 in München aufgegriffen. Die Akademie wollte damit im Jahr ihres 25jährigen Bestehens in besonderer Weise das von ihr seit jeher gepflegte interdisziplinäre Gespräch und die Begegnung über die Grenzen der Universitäten, Fakultäten und einzelnen Hochschulkreise hinaus fördern. Das Eröffnungsreferat hielt der Münchner Philosoph Prof. Dr. Hermann Krings zum Thema „Was ist Wahrheit? Zur Pluralität des Wahrheitsbegriffs“. Vom geschichtlichen Wandel der Rolle und der Ziele einer Wissenschaft von der Natur handelte der Vortrag über „Natur und Erkenntnis“, den Prof. Dr. Fritz Krafft, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften an der Universität Mainz, hielt. Prof. Dr. Wolfgang Wild, Präsident – und theoretischer Physiker – der Technischen Universität München sprach in seinem Vortrag „Vom Wahrheitsgehalt der Naturgesetze“. Der Bielefelder Soziologe Prof. Dr. Niklas Luhmann wählte als Thema „Hypothetik als Wahrheitsform: Zu gesellschaftsstrukturellen Abhängigkeiten der Wahrheitsemantik“. Die Voraussetzungen der Wahrheit erfahrungswissenschaftlicher Hypothesen nannte aus wissenschaftstheoretischer Sicht der Frankfurter Philosoph Prof. Dr. Wilhelm Karl Essler. „Wissenschaft zwischen Hypothesenbildung und Wahrheitsorientierung – ein Problem der Theologie“ lautete der Titel des letzten Referates, das von dem Würzburger Fundamentaltheologen und Religionswissenschaftler Prof. Dr. Elmar Klinger gehalten wurde. Den Abschluß des Symposiums bildete ein Podiumsgespräch zur Frage „Hat Wahrheitssuche in der heutigen Universität einen Platz?“ mit einleitenden Thesen von Prof. Dr. Rudolf Mosis, Präsident der Katholischen Universität Eichstätt. Wir veröffentlichen gekürzte Fassungen der Referate und der einleitenden Thesen zur Diskussion.

Pluralität des Wahrheitsbegriffs

Hermann Krings

Aus der Analyse der Struktur des Wahrheitsbegriffs lassen sich einige Folgerungen für unser Thema gewinnen.

1. Die Definition der Wahrheit als Übereinstimmung von Begriff und Sache kann nicht isoliert und schlechthin akzeptiert werden. Sie wird der Wahrheitsproblematik weder in der Umgangssprache noch in der Fremdsprache gerecht. Sie kann aufgrund logischer Vermittlungen ein Element in der differenzierten Struktur der Bedeutungen von Wahrheit bilden. Für sich allein ist sie logisch nicht möglich.
2. Das logische Defizit wird durch die Tarski'sche Wahrheitskonvention beseitigt – jedoch um einen hohen Preis. Die entscheidenden Bedeutungsdimensionen – die transzendente Dimension wie die Sinndimension von Wahrheit – gehen verloren bzw. sie müssen um der Eindeutigkeit des Wahrheitsbegriffs willen aufgegeben werden.
3. Der Begriff der Wahrheit ist kein einfacher Be-

griff. Er ist voraussetzungsreich und er ist folgenreich. Er ist ein Beziehungsbegriff, genauer: der Begriff einer Relation von Relationen. Verstehen wir – mit Tarski – Wahrheit als die Äquivalenz von zwei sprachlichen Ausdrücken, so ist zunächst jeder einzelne dieser sprachlichen Ausdrücke – der objektsprachliche wie der metasprachliche – ein relationales Gebilde. Diese Gebilde werden wiederum in eine Relation zueinander gebracht. Will man sagen, was „wahr“ bedeutet, so hat man es mit einer hochkomplexen Struktur zu tun.

4. Der Grad der Komplexität erhöht sich noch einmal dadurch, daß der Wahrheitsbegriff auch selbstbezüglich ist. Was heißt das? Es heißt, daß er sich in gewisser Hinsicht selbst voraussetzt und daß er in anderer Hinsicht aus sich selber folgt. Der Begriff der Wahrheit setzt sich insofern selbst voraus, als dasjenige, was in einem sprachlichen Ausdruck behauptet wird, als sich zeigend oder als wahr im transzendentalen Sinn vorausgesetzt ist. Das transzendental Wahre ist Voraussetzung des formal Wahren. Zugleich folgt der Begriff Wahrheit aus sich selbst, insofern die Äquivalenz des sich Zeigenden mit dem Zeichen (Begriff) ein neues Sichzeigen höherer Potenz erzeugt: Wahrheit als Folge des Wahrheitsprozesses.

5. Jedes Sichzeigen ist dialektisch: Das, was sich in einer Hinsicht zeigt, zeigt sich in anderer Hinsicht nicht. Dies gilt von der Wahrheit in transzendentaler Bedeutung, wie in ihrer Bedeutung als Manifestation und Deklaration. Darum provoziert nicht so sehr das Nichtwissen als das Wissen die Wahrheitsuche und das Wahrheitsgeschehen. Denn auch das Sichzeigen in höherer Potenz – das *manifestativum esse* – ist in anderer Hinsicht ein Sichnichtzeigen. So muß die Wahrheit als ein Prozeß mit Reihenstruktur gedacht werden.

Dieser Prozeß mit Reihenstruktur ist uns bekannt als der unabschließbare Prozeß der wissenschaftlichen Forschung. Ungeachtet der realen Unabgeschlossenheit ist es jedoch möglich, diesen Prozeß als die Reihe aller denkbaren Wahrheitsgeschehen, mithin als vollständig zu denken. Die Vorstellung von der Vollständigkeit dieser Reihe setzt den Begriff einer unbedingten Wahrheit voraus. Diesen nur im Denken möglichen Begriff nennen wir Idee der Wahrheit. Die Idee der Wahrheit ist ein möglicher Begriff der Vernunft.

In der klassischen Philosophie wurde diese Idee als Begriff der vollkommenen und ewigen Wahrheit mit dem Begriff des Göttlichen bzw. Gottes verbunden. Der Mensch besitzt keine ewige Wahrheit. In der neueren Philosophie repräsentiert die Idee der Wahrheit nicht eine transzendente Realität, sondern sie ist ein (möglicher und notwendiger) Begriff der Vernunft und hat, wie sich zeigen wird, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Wissenschaft.

Diese Bedeutung liegt allerdings nicht darin, daß die Idee der Wahrheit etwa das reale Ziel menschlicher Erkenntnisbemühung vorstellen könnte. Die realen Ziele menschlicher Erkenntnisbemühungen ergeben sich aus dem historisch-kulturellen Kontext sowie aus den gnoseologischen und logischen Bedingungen, d.h. für uns aus dem (jeweils fragwürdigen) Stand der Forschung. – Die Idee der Wahrheit repräsentiert jedoch auch nicht das Endziel der menschlichen Erkenntnis. Der Prozeß menschlichen Erkennens kann nicht als linearer Fortschritt hin zum Ziel der vollständigen Wahrheit interpretiert werden – weder im Sinn einer unendlichen Annäherung, noch in dem Sinn, daß dieses vermeintliche Ziel in einer utopischen Zukunft erreicht würde. Gleichwohl hat das menschliche Bemühen um Erkenntnis einen Bezug zur Idee der Wahrheit. Man könnte – das Wort Leopold v. Ranke variierend – sagen: Jedes menschliche Wahrheitsgeschehen steht unmittelbar zur Idee der Wahrheit. Im Mittelalter hätte man wohl gesagt, menschliche Wahrheit sei eine *similitudo* (Ähnlichkeit) der vollkommenen Wahrheit.

Der Bezug des menschlichen Erkennens auf die Idee der Wahrheit ist keine erbauliche Zutat zu einem inzwischen profanisierten und autonom gewordenen Kulturgut namens wissenschaftliche Erkenntnis. Der Bezug ist vielmehr logisch gefordert, wenn das wissenschaftliche Arbeiten nicht defizient sein soll. Auch wenn der Bezug der Wissenschaft zur Idee der Wahrheit nicht positiv darstellbar wäre, so ließe er sich doch negativ an den Mängeln demonstrieren, die der Wissenschaft ohne einen Bezug auf Wahrheit anhaften bzw. von denen sie alsbald befallen würde.

Ohne eine Sinnorientierung durch die Idee der

Wahrheit wäre das wissenschaftliche Arbeiten letztlich zufällig. Der gedankenlose Forscher würde zum Prototyp. Wissenschaft bliebe ein willkürliches Spiel mit Versuch und Irrtum, das jedoch noch nie als Wissenschaft gegolten hat.

Ohne Bezug auf die Idee der Wahrheit würde die Wissenschaft rein funktional. Sie würde lediglich wegen einiger Nützlichkeit oder um eines gesellschaftlichen oder zivilisatorischen Standards willen betrieben werden können. Dieses alles kann auch sein. Wissenschaft jedoch lediglich als nützliche Dienstleistung oder als prestigeträchtigen Job anzusehen, bliebe ziemlich weit hinter dem kulturellen Anspruch, den die Wissenschaften erheben, zurück. Das wissenschaftliche Arbeiten entbehrte des Sinnes. Einen Sinn gewinnt die wissenschaftliche Forschung, wenn sie ernstlich aus einem *Entschluß zur Wahrheit* hervorgeht. Dies hindert nicht, daß sie innerhalb dieser Sinnorientierung Zwecke verfolgt.

Nur der zugrundeliegende Bezug auf die Idee der Wahrheit vermag die Freiheit der Forschung zu legitimieren. Wird der Begriff der Wahrheit verabschiedet, so ist es folgerichtig, ja rational, den Spielraum der Forschung relativ zu den Zwecken, denen sie dient oder dienen soll, zu beschränken. Das will natürlich kein Wissenschaftler. Der immer wieder und zu Recht erhobene Einspruch gegen eine Einschränkung der Freiheit der Forschung ist ein Indiz dafür, daß die Wissenschaft implizit den Begriff der Wahrheit auch dann in Anspruch nimmt, wenn sie ihn scheinbar als obsolet beiseite läßt.

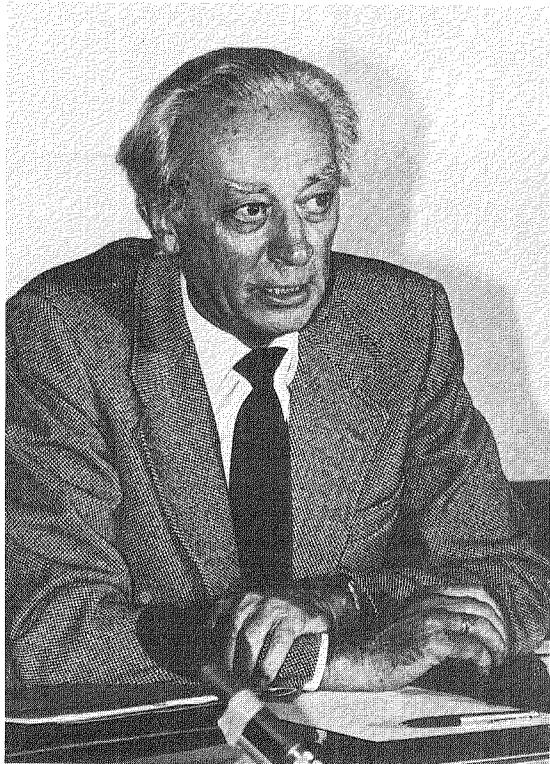
Ist der Bezug der Wissenschaft auf eine Idee der Wahrheit, letztlich auf die Idee der unbedingten Wahrheit, nicht metaphysikverdächtig und hat nicht die Kritik von Kant bis Carnap und Popper die Wissenschaft von diesem Verdacht gereinigt? Das hat sie nun in der Tat. Doch die dem Positivismus und Rationalismus entstammende Kritik hat die Kosten nicht bedacht, die Kant sehr wohl bedacht hatte. Für Kant war Wissenschaft ohne Bezug auf eine Idee *vernünftigerweise* nicht möglich. Alles Bedingte, das sich nicht auf ein Unbedingtes bezieht, mag verständlich sein, doch es ist vernunftlos. Um das zu zeigen, schrieb Kant die Transzendente Dialektik, den dritten und umfangreichsten Teil seiner „Kritik der reinen Vernunft“.

Eine Rationalität und erst recht eine ganze Kultur der Rationalität ohne Sinninstanz ist ein gefährdetes und gefährliches Gebilde – wie ein vorzüglich fahrendes Auto, das niemand steuert. Ohne Bezug auf die Idee der Wahrheit als Sinninstanz steht die „rationale Kultur“ nach innen orientierungslos da. Die Verabschiedung der Sinninstanz hat zur Folge, daß Wissenschaft sich nicht mehr selbst prüfen kann und ihre Ziele orientierungslos sind. Sie ergeben sich quasi zwanghaft aus der Mechanik der rationalen Methoden oder durch soziale Zwänge mittels einer sogenannten „Finalisierung“. So kann Wissenschaft gefährlich werden. Ohne Sinninstanz ist sie aber auch ein gefährdetes Gebilde; denn damit fehlt ihr genau das, was ihr im Wandel der Zeiten innerhalb der Gesellschaft kulturelle Geltung und Anerkennung sichern konnte. So kommt es zu Angriffen auf die rationale Kultur, die durch den Ausdruck „ausflippen“ psychologisch verharmlost werden; denn sie treffen eine entblößte Stelle der Wissenschaft. Man wird solchen kulturkritischen Phänomenen nicht mit bloßen Aufrufen zur Verteidigung der rationalen Kultur begegnen können.

Rationalität ist nicht rein durch sie selbst legitimiert. Der Bezug auf die Idee der Wahrheit ist integral. Mit dieser These sind die kritischen Tendenzen der Wissenschaftstheorie nicht unverträglich. Eine kritische Einschränkung der wissenschaftlichen Forschung auf Hypothesenbildung und Falsifikation, wie sie z.B. der Kritische Rationalismus vornimmt, ist in gewisser Hinsicht nicht unberechtigt und leistet eine nüchterne Selbstbegrenzung der Geltung wissenschaftlicher Sätze. Nur: zur Legitimation von Wissenschaft reicht diese kritische Rationalität nicht hin. Das gilt auch für andere kritische Wahrheitstheorien wie z.B. die Konsens-Theorie von Habermas und Apel, auf die ich hier nicht eingehen kann.

Der Legitimitätsmangel der nur kritisch reflektierten Wissenschaft macht sich gesellschaftlich-kulturell bemerkbar. Er gilt aber auch personal. Ein junger, intelligenter Mensch, aber auch der erfahrene Forscher sieht in der Wissenschaft eine Lebensaufgabe. Diese aber kann nicht durch den Begriff der Hypothese endgültig beschrieben werden. Hypothesen zu falsifizieren bzw. sich Hypothesen entfallen zu lassen, letztlich zum Zwecke ihrer Falsifi-

kation ist eine Anweisung zur Methode, nicht aber eine Beschreibung der Wissenschaft. So zu verfahren, ist innerhalb eines begrenzten Sektors zweckmäßig, aber es ist nicht durch sich selbst sinnvoll. Dazu bedarf es eines Bezugs auf Wahrheit. Wissenschaft, die den Begriff der Wahrheit verabschiedet, muß mit einem Wandel der wissenschaftli-



Krings: Legitimitätsmangel

chen Kultur rechnen. Ohne einen Bezug auf die Idee der Wahrheit werden die Wissenschaften ihre Bedeutung als Kulturfaktor einbüßen. Als nützliche Dienstleistungen würden sie teils beim Innenminister, Abteilung Technologie, teils beim Wirtschaftsminister ressortieren – vom Verteidigungsminister zu schweigen. Im kulturellen Bereich würden sie partiell noch für die Lehrerbildung benötigt, im übrigen aber zur Randerscheinung werden. Auch Orchideen verblühen. Sollte diese Beschreibung zutreffen, so kann man feststellen: Wir sind auf dem Wege. Vieles mag man staatlichem Eingriff und seinem Instrument, der Bürokratie, zur Last legen. Der Grund für den Verlust der kulturellen Autonomie aber müßte in den Wissenschaften selbst gesucht werden: in ihrem theoretisch empfohlenen und allgemein praktizierten Rückzug auf bare Rationalität.

„Wissenschaft und Wahrheit“ – das „und“ ist kein Verlegenheitswort. Wissenschaft ohne Wahrheit hat keinen Sinn. Das „und“ hat substantielle und vitale Bedeutung.

Natur und Erkenntnis

Fritz Krafft

● ‚Wissenschaft‘ ist nicht etwas in der Natur oder im Objekt Vorgegebenes – weder in platonisch-konstruktivistischem, noch in aristotelisch-analytischem Sinne. Der Mensch findet ‚Wissenschaft‘, das heißt: auch die Ergebnisse und Theorien einer exakten Erfahrungswissenschaft, nicht schon vor – weder im platonischen Reich der ‚Ideen‘ noch in der empirisch erfahrbaren Natur. Wissenschaft wird erst vom Menschen durch sein denkerisches und sprachliches Handeln hergestellt; sie ist ebenso wie die Technik ein gewolltes ‚Produkt‘ des menschlichen Geistes, für das er auch die Verantwortung zu tragen hat:

Jedes Handeln erfolgt auf ein vorgegebenes oder gesetztes ‚Ziel‘ hin. Die Wege, auf denen ein Handelnder das ins Auge gefaßte Ziel erreichen kann, sind einerseits durch die Mittel und Fähigkeiten, andererseits aber auch durch das zu Erreichende,

das ‚Ziel‘ selber, bestimmt – wobei allerdings trotz genauesten Absteckens des Zieles erst *nach* Erreichen des Zieles erkannt werden kann, welches der geeignetste Weg gewesen wäre. Glück und Zufall spielen deshalb eine große Rolle, und Irr- und Abwege sind nicht zu vermeiden. Das bedeutet, auf ‚Wissenschaft‘ bezogen: daß die Methodik weitgehend einerseits durch das theoretische und instrumentelle ‚Werkzeug‘ und andererseits durch das ‚Ziel‘ bestimmt ist, d. h. innerhalb der Naturwissenschaften durch das, *was* man an der ‚Natur‘, und durch die Art, *wie* und *wozu* man es erkennen *will* – es bedeutet aber auch, da dieses Ziel nicht objektiv vorgegeben ist, sondern vom handelnden Wissenschaftler subjektiv (bzw. im Geltungsbereich einer ‚scientific community‘: intersubjektiv) gesetzt wird, daß er vorher nicht weiß, *wie* sich die ‚Natur‘ ihm zeigt und *was* sie ihm unter dem von ihm gewählten Zielaspekt zeigt. (So erklären sich beispielsweise ‚Zufallsentdeckungen‘.)

Aber selbst dieses (inter)subjektive Ziel, die sich selbst gestellte Aufgabe der Naturwissenschaft(en), ist nicht stets und überall dasselbe gewesen, weil die Art des von der gleichen Wissenschaft angestrebten ‚Nutzens‘, ihre ‚Orientierung‘, nicht bei allen gleichzeitigen Vertretern und schon gar nicht bei Vertretern oder im Konsensus verschiedener Zeiten dieselbe gewesen ist, war und ist. Die ‚Orientierung‘ der Wissenschaft(en) und der Forschung kann auf reine Erkenntnis um ihrer selbst willen in einer intersubjektiv anerkannten Erkenntnisweise ausgerichtet sein; sie kann aber auch auf technische und/oder wirtschaftliche Nutzung aus sein; und sie kann theologische, pädagogische, ästhetische, humane, soziale, politische und andere Zielsetzungen erhalten – noch jeweils bezogen auf unterschiedliche Gesellschaftsgruppen und von unterschiedlichen Ideologien artikuliert. Alle diese Zielnuancen sind auch der Wissenschaft von der Natur schon einmal gegeben worden; nicht alle brauchen sich gegenseitig auszuschließen, sie haben deshalb auch zum Teil nebeneinander oder gemeinsam bestanden. Und auch die logischen und instrumentellen Grundlagen einer Methodik haben sich geändert und werden sich noch ändern – man denke allein an die Computerhilfen, die manche frühere Vermutung in die Ebene der ‚Beweisbarkeit‘ erhoben haben, während Beweisverfahren und der Begriff des Beweises selber eine lange und keineswegs geradlinige Geschichte hinter sich haben, die auch auf zukünftige Entwicklungen hinweist. Die einzige Forderung, die an eine jede Methodik und an eine jede ‚Wissenschaft‘ oder einen Teil – wie z. B. eine Theorie – stets gestellt wurde, war die der Widerspruchsfreiheit – die man deshalb als eine Art metaphysisches Axiom auch der ‚Natur‘ (als ‚rationaler Schöpfung‘) unterstellt, *damit* sie erkennbar wird, d. h. *damit* (und soweit) es eine *Wissenschaft* von der Natur überhaupt geben kann.

Es ist deshalb nicht statthaft, von der durch ein *gegenwärtig* intersubjektiv anerkanntes Ziel einer einzelnen exakten Erfahrungswissenschaft (wie der Physik) bestimmten Methodik her normativ auf die Wissenschaftlichkeit anderer Wissenschaften oder älterer und zukünftiger Formen der den gleichen Objektbereich betreffenden Wissenschaft zu schließen – weder, wenn man diese Methodik a posteriori aus der gegenwärtigen Praxis der Wissenschaft gewinnt (analytische Philosophie und Wissenschaftstheorie), noch wenn man sie a priori aus logischen Prämissen ableitet (konstruktivistische Wissenschaftstheorie). Denn die Methodik ist jeweils zielbedingt, und das die Methodik bedingende Ziel ist seinerseits nicht nur objektbedingt, sondern genauso wie die Methodik selbst auch von dem jeweiligen ‚Historischen Erfahrungsraum‘ der zielsetzenden Menschen her. Dieser ‚Historische Erfahrungsraum‘, der die Erfahrungsweisen ermöglicht, ist seinerseits wiederum Änderungen unterworfen, die durch die unterschiedlichsten ‚externen‘ und ‚internen‘ Komponenten, die ihn konstituieren, bedingt sind. Aufgaben und Ziele einer Wissenschaft sind deshalb ebenfalls Änderungen unterworfen; sie sind nicht stets dieselben gewesen und müssen deshalb auch nicht die gegebenenfalls gegenwärtig anerkannten bleiben.

Ziele und Aufgaben einer Wissenschaft werden jeweils insbesondere von ‚externen‘ Instanzen, vor allem von der Religion und Theologie, von der Philosophie und von weltanschaulichen Ideologien, von Gesellschaftslehren und technisch-wirtschaftlichen Erfordernissen oder Wünschen und natürlich von der Art der Institutionalisierung und Finanzierung bestimmt und ändern sich mit diesen. Es sind

jedenfalls weniger irgendwelche ‚Krisen‘ (im Kuhn-schen Sinne) oder ‚Degenerationen‘ (im Sinne von Lakatos) in Form von Diskrepanzen zwischen Theorie und Beobachtung und ein entsprechendes Krisenbewußtsein, welche sogenannte Revolutionen oder ‚Wenden‘ größeren und kleineren Maßes auslösen; es ist vielmehr sehr häufig die weitgehend ‚extern‘ bestimmte Suche nach neuartiger ‚Wahrheit‘ und ‚Realität‘ insbesondere gegenüber nominalistisch-positivistischen und reduktionistischen Standpunkten – oder gegenüber einer anderen Zielsetzung, die einem gewandelten Wissenschaftsanspruch und Realitätsbegriff nicht mehr entspricht – selbst wenn Inhalt und Anspruch jeweils der historischen Realität wieder zum Opfer fielen.

Ich versuche seit längerem, demgegenüber die Komplexität des ganzen ‚Historischen Erfahrungsraumes‘ ins Feld zu führen: Der erfahrene und beobachtete Gegenstand, Zustand oder Vorgang der ‚Natur‘ mit ihren unveränderlichen ‚Naturgesetzen‘ bleibt in der Regel über den für die Geschichte der Naturforschung relevanten Zeitraum derselbe, er er-



Krafft: Historischer Erfahrungsraum

scheint aber nicht stets als der gleiche; denn der Blick- und Standpunkt des Beobachters und Erfahrenden ist ständig Änderungen unterworfen gewesen. Jede Erkenntnis, auch jede wissenschaftliche Erkenntnis beruht ja auf Abstraktion, die aus dem komplexen Gebilde oder Geschehen bestimmte Aspekte isoliert – oder negativ ausgedrückt: Jede Erkenntnis beruht auf der Vernachlässigung von Aspekten und Erscheinungsformen an dem Objekt, die als für die jeweilige Erkenntnisweise unwesentlich und deshalb als nichterkennbar gelten. Das Phänomen, also das, was einem Beobachter *an* und von einem Objekt erscheint, ist insofern von dem Beobachter und seiner Art zu beobachten selbst abhängig; es erscheint ihm nur *so*, wie er es sehen will und kann. Diese jeweiligen Sehweisen einer Zeit, ihre Erfahrungsmöglichkeiten hängen von zahlreichen innerwissenschaftlichen, insbesondere aber auch außerwissenschaftlichen Komponenten ab: von der geographisch-klimatischen Lage, dem Siedlungsraum, von der gesellschaftlich-politischen Struktur eines Volkes oder einer größeren oder kleineren gesellschaftlich-kulturellen Gruppe, von der geistigen Tradition, der Religion und Philosophie, von der Sprache und Begriffswelt, von der jeweiligen Technik und Wirtschaftsform usw. Allerdings werden dabei im Wandel der Zeit für verschiedene Gruppen und für verschiedene Zweige des Wissens auch jeweils andere Komponenten in stärkerem Maße als die übrigen wirksam; und in neuerer Zeit haben manche durch das quantitative und qualitative Wachstum der Kommunikationsmittel ihre Unterschiede und damit ihre unterschiedlichen Einflußmöglichkeiten stark oder ganz verloren. Ich nenne das jeweilige Zusammenwirken dieser Komponenten den ‚Historischen Erfahrungsraum‘ und bezeichne die Komponenten, welche die Erfah-